

KRÖNE DIE DER DUNKELHEIT



LAURA KNEIDL

ROMAN

PIPER

töteten zum Vergnügen. Sie konnten nicht nur Körper zerstören, sondern auch Seelen – Stück für Stück. Angeblich liebten sie es, ihre Opfer in den Wahnsinn zu treiben und ihnen dabei zuzusehen, wie sie den Verstand verloren. Sie zeigten ihnen die schlimmsten Erinnerungen ihrer Vergangenheit und die grausamsten Visionen ihrer Zukunft. Sie drangen mit ihrer Magie in den Geist einer Person ein und kehrten sein Innerstes nach außen, bis nur noch Scherben übrig waren und der Tod zur Erlösung wurde.

Freya wollte sich nicht vorstellen, wie es für Talon sein musste, an einem solchen Ort festgehalten zu werden. Und sie fragte sich, ob von dem Jungen, den sie gekannt hatte, überhaupt noch etwas übrig war, oder ob die Fae ihm seinen Lebenswillen bereits geraubt hatten.

»Trink das«, sagte Moira und stellte eine Tontasse vor ihr auf den Tisch. Der Tee duftete herrlich, aber Freya bezweifelte, dass er die Situation erträglicher machen konnte, dafür brauchte es etwas Stärkeres.

»Du hast nicht zufällig ein bisschen Wein?«, fragte sie nur halb im Scherz. Sie hatte sich den Moment, in dem das Pendel ausschlug, ebenso oft vorgestellt wie Talons Rückkehr, und in keinem dieser Tagträume hatte der Kristall auf einen solch schrecklichen Ort wie Nihalos verwiesen.

»Nein, Wein habe ich leider nicht«, antwortete Moira mit einem schiefen Lächeln.

»Schade!« Freya klammerte sich an ihren warmen Becher. Talon war tatsächlich am Leben, ihr Gefühl hatte sie nicht getäuscht. Es sollte eigentlich keine Rolle spielen, ob er in einer Taverne in Amaruné saß, in einer Mine im Schatzgebirge arbeitete oder von Elva umzingelt war.

Talon gehörte zu ihr, war ein Teil von ihr, und sie war es leid, sich wie eine halbe Person zu fühlen. Sie musste ihn zurückholen, und sie musste sich beeilen. Er war schon viel zu lange im magischen Land, und jeder Tag dort könnte sein letzter sein. Doch wie sollte sie ihn retten?

Das Abkommen zwischen den Ländern besagte, dass Menschen Melidrian und Fae Thobria nicht betreten durften. Das galt vor allem für die Männer ihres Vaters. Einen Gardisten loszuschicken, um in Nihalos nach Talon zu suchen, käme einer Kriegshandlung gleich. Außerdem wollte Freya nicht erklären müssen, woher sie das Wissen um Talons Aufenthaltsort hatte. Diese Erkenntnis brachte nämlich nicht nur sie, sondern auch Moira in Gefahr. Und sie konnte auch niemanden sonst schicken, da sie niemandem am Hof genug vertraute, um ihn mit einer solch wichtigen Aufgabe zu bedenken. Damit blieb ihr nur eine Möglichkeit: Sie musste Talon selbst zurückholen.

Es würde gefährlich werden, aber Freya hatte keine Angst vor den Fae, den Elva oder dem Tod, sie hatte Angst davor, Talon erneut zu verlieren. Sie würde eine Weile untertauchen und sich verstecken müssen, um nach ihm zu suchen. Aber sollte sie ihn aufspüren und mit dem rechtmäßigen Thronerben zurückkehren, wäre sie eine Heldin – und sollte sie scheitern, würde sie sich einfach entschuldigen und Melvyn DeFelice heiraten, wie es sich ihre Eltern wünschten. Und wenn sie im magischen Land sterben sollte – daran wollte sie nicht mal denken.

Freya blickte von ihrem Becher auf, als Moira einen Teller mit zwei Scheiben Brot vor ihr abstellte. Sie waren mit einer dünnen Schicht Butter beschmiert. »Warum musste es Nihalos sein?«

»Das ist die Schattenseite der Magie«, sagte Moira und setzte sich ihr gegenüber. Sorge und Verständnis lagen in ihrem Blick. »Sie ist unberechenbar, und man weiß nie, was sie einem bringt.«

Sie hatte diesen Satz schon häufig zu Freya gesagt. Magie war keine Wissenschaft. Magie war Leben. Magie war Glauben. Sie ließ sich in keiner mathematischen Formel festhalten und nicht in die Schranken weisen.

Magie war Freiheit.

»Warst du schon einmal im magischen Land?«, erkundigte sich Freya. Sie hatte Moira noch nie danach gefragt, denn der Gedanke, dass ein Mensch freiwillig die Mauer überwand und sich den Elva und Fae stellte, war lächerlich.

»Nein, aber ein Freund von mir.« Moira trank einen Schluck ihres Tees. »Sein Name war Galen. Er war ein talentierter Alchemist und konnte Dinge mit Magie wirken, von denen ich nur träumen kann. Sein Talent war ausnahmslos, doch ihm war es nicht genug. Er wollte ins magische Land reisen, um noch mehr über die Magie zu erfahren. Wir haben ihm gesagt, es sei ein Fehler, dennoch ist er gegangen.«

»Ist er zurückgekommen?«

Moira nahm sich eine Scheibe Brot und kaute darauf herum. Ihre Zähne waren nicht faulig, wie bei vielen anderen Einwohnern des fünften Rings, sie hatten dennoch eine gelbliche Verfärbung. »Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, aber das hat nichts zu bedeuten. Galen ist ein zäher Bursche.«

Diese Antwort beruhigte Freya nicht im Geringsten, bestärkte sie allerdings in ihrem Vorhaben, Talon nicht den Fae zu überlassen.

Sie ließ von ihrem Tee ab, der bereits deutlich abgekühlt war, und griff nach ihrem Mantel. Aus einer der Taschen zog sie ein Säckchen hervor, das mit goldenen Dukaten und silbernen Nobelstücken gefüllt war. Sie legte es zwischen Moira und sich auf den Tisch. Erwartungsvoll blickte diese von ihr zum Geld und wieder zurück. »Angenommen, ein Mensch würde planen, nach Melidrian zu reisen, was würdest du ihm raten?«

»Ich würde ihm raten, einen Heiler aufzusuchen, denn er hat wohl den Verstand verloren.«

Freya schob das Geld in Moiras Richtung. »Und weiter?«

Moira schürzte ihre runzeligen Lippen und zögerte. Ihre Unentschlossenheit war nicht zu übersehen, und Freya wusste genau, was in der älteren Frau vorging. Sie wollte ihrer Prinzessin eine gut bezahlte Information nicht verwehren, aber zugleich war es ihre Pflicht, sie als ihre Schülerin zu beschützen.

»Ich werde nach Melidrian gehen«, sagte Freya und verlieh ihren Worten einen entschlossenen Nachdruck. »Du kannst mir helfen zu überleben und dabei noch etwas verdienen. Oder ich werde jenseits der Mauer mit diesen Münzen sterben.«

»Das wäre Verschwendung.«

Freya lächelte. »Dann hilf mir!«

»Das kann ich nicht.«

»Verstehe«, murmelte Freya und griff nach dem Säckchen. Kaum hatten ihre Finger den samtigen Stoff berührt, packte Moira ihr Handgelenk und hielt sie zurück. Freya hob den Blick.

»*Ich* kann dir nicht helfen«, wiederholte Moira. Sie neigte den Kopf, und eine Strähne ihres Haares löste sich aus ihrem Zopf. »Aber der unsterbliche Wächter, der im Verlies deines Vaters sitzt, kann es.«

4. Kapitel – Ceylan

– Niemandland –

Ceylan zog den Mantel, den sie vor einigen Wochen einem Buchbinder in Limell abgenommen hatte, fester um sich. In der Nacht hatte es zu regnen begonnen und seither nicht mehr aufgehört. Begleitet vom monotonen Rauschen der Tropfen hatte sie sich bereits vor Sonnenaufgang auf den Weg ins Niemandland gemacht. Ihre Kleidung war von dem langen Marsch durchnässt und klebte in feuchten Lumpen an ihrer Haut, die von einem goldenen Branton war.

Eigentlich hatte Ceylan die Mauer und den Hauptsitz der Wächter schon vor einigen Tagen erreichen wollen, um sich als eine der Ersten für die Rekrutierung einzuschreiben. Zu ihrem Leidwesen hatte sie die letzten Tage allerdings in einem Gefängnis in Orillon verbracht. Man hatte sie dabei erwischt, wie sie versucht hatte, einen Laib Brot zu stehlen. Vermutlich konnte sie von Glück reden, dass man nicht beschlossen hatte, ihr die Finger abzutrennen.

Die Festnahme war ihre eigene Schuld. Sie war in Eile und unachtsam gewesen und hatte nicht bemerkt, dass der Sohn der Bäckerin an diesem Tag nicht zum Markt aufgebrochen war. Aber das war nun auch egal. Jetzt war sie frei, und der Wald vor ihr lichtetete sich im Schatten der Mauer.

Der Klang von Stimmen mischte sich unter den prasselnden Regen, und Ceylan verspürte ein nervöses Ziehen in ihrem Magen, das ausnahmsweise nicht von ihrem Hunger stammte. Ein weiterer Nachzügler, der seit dem letzten Dorf vor ihr lief, blieb mitten auf dem Weg stehen. Der Junge musste das Mindestalter von siebzehn für die Rekrutierung erst kürzlich erreicht haben. Er hatte schmale Hüften und besaß offenbar keinerlei Muskeln. Seine Arme waren so dünn wie die Äste eines Dornbuschs. Er erweckte den Anschein, als könnte der kleinste Windstoß ihn zerbrechen. Vermutlich hatte ihn die Aussicht auf eine warme Mahlzeit an die Mauer getrieben, und nun stellte er seine Entscheidung infrage.

Die unsterblichen Wächter, welche das Land bewachten, hatten nur eine Mission: Sie mussten den Frieden bewahren, das Abkommen schützen und Elva, Fae und Menschen, die dagegen verstießen, zur Strecke bringen. Dafür riskierten sie jeden Tag ihr Leben und ließen ihre Menschlichkeit hinter sich. Zwar wurden sie nicht wirklich *unsterblich*, wie ihr Name verlauten ließ, aber sie bekamen Fähigkeiten verliehen, die sie stärker, ausdauernder, robuster und langlebiger machten als gewöhnliche Menschen, denn nur so hatten die Wächter überhaupt eine Chance gegen ihre übermächtigen Feinde.

Wie genau den Wächtern diese Fähigkeiten verliehen wurden, wussten nur die Wächter selbst und vermutlich die königliche Familie. Es war das wohl am besten gehütete

Geheimnis des Landes, denn die Angst, dass jemand die Unsterblichkeit ausnutzen und für seine eigenen Zwecke missbrauchen könnte, war allgegenwärtig.

Ceylan hatte sich schon viele Male vorgestellt, wie das Ritual der Unsterblichkeit aussehen könnte, aber schon bald musste sie es sich nicht mehr nur ausmalen. In wenigen Tagen würde sie es wissen. Sie beschleunigte ihre Schritte und ging an dem Jungen vorbei. Der Wald öffnete sich, und sie trat auf die riesige freie Fläche aus Erde, Gras und flachen Hügeln, die sich vor der Mauer erstreckte. Das Niemandsland. Ein schmaler Landstrich, der niemandem gehörte. Nicht den Seelie. Nicht den Unseelie. Nicht den Elva. Und auch nicht König Andreus. Hier galten keine menschlichen Gesetze. Und auch die Regeln der Fae waren außer Kraft gesetzt. Alles, was zählte, war das Abkommen und die Teilung Lavarus'.

Dutzende Männer verteilten sich über den Platz und gingen ihren Aufgaben nach. Sie trainierten, pflegten ihre Waffen, hackten Holz, häuteten Tiere für das Abendessen oder saßen einfach nur beisammen und spielten unter einem Zelt Karten, ihre Schwerter griffbereit, sollte es einen Alarm geben.

Aber nicht nur ihre Waffen kennzeichneten die unsterblichen Wächter, man erkannte sie auch an ihrer Kleidung. Sie trugen dunkle Gewänder mit zahlreichen Gürteln, die sie um ihre Körper schnallten, dazu geschaffen, Waffen daran zu befestigen. An ihren Schultern waren Umhänge befestigt, und einige von ihnen trugen Mäntel, die mit hellem Pelz bestickt waren, um sich vor dem kaltnassen Wetter zu schützen.

Ceylans Aufmerksamkeit galt allerdings nicht nur den Wächtern, sondern auch dem Herzstück des Niemandslandes: der Mauer. Sie hatte die Mauer schon öfter gesehen. Nein, nicht einfach nur gesehen. Ceylan hatte sie *besucht*, um sich mit ihr vertraut zu machen, in dem Wissen, dass sie eines Tages zurückkehren würde, um ihr zu dienen. Heute war dieser Tag, und die Mauer hatte auf sie noch immer dieselbe einschüchternde Wirkung wie bei ihrem ersten Besuch vor sieben Jahren.

Mit ihren fünfhundert Fuß überragte die Mauer vermutlich sämtliche Gebäude des Landes, selbst das königliche Schloss in Amarané reichte nicht so weit gen Himmel. Ceylan versuchte jedoch, sich von der Höhe der Mauer nicht beeindruckt zu lassen, schließlich war sie von Fae errichtet worden, und sie weigerte sich, mehr als Hass und Verachtung für diese Kreaturen zu empfinden. Mit Gewissheit konnte niemand mehr sagen, wie dieses Ungetüm aus Stein vor tausend Jahren entstanden war, aber die Sagen erzählten, dass die Seelie den dunklen Basalt aus der Vulkanhöhe geschlagen hatten, einem Gebirge nahe ihrer Heimat Daaria. Stein für Stein hatten sie die Mauer errichtet, um die Völker voneinander zu trennen und um die Magie aus Thobria zu vertreiben. Denn sie war ein Ungeheuer, das seinesgleichen suchte, und war daher fast gänzlich aus dem sterblichen Land verschwunden, was nicht weiter schlimm war, außer in den Augen der letzten verbliebenen Alchemisten.

Ceylan war in ihrem Leben schon einer Handvoll von ihnen begegnet, verschrobene Gestalten, die mit ihrer Kraft nur harmlose Taschenspielertricks wirken konnten. Dennoch waren sie auf dem Scheiterhaufen verendet – zu Recht. Denn unabhängig davon, wie